

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 65 (2009)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Hans Klein: *Zur Gesamtbiblischen Theologie. Zehn Themen* (BThSt 93), Neukirchener Verlag: Neukirchen-Vluyn 2007. VIII + 271 S. (Paperback), EUR 29.90, ISBN 978-3-7887-2236-4.

Hans Klein ist Professor für Neues Testament am Theologischen Institut in Sibiu/Hermannstadt (Rumänien). Sein Buch fügt sich ein in das Bemühen, die zwei-eine (christliche) Bibel Alten und Neuen Testaments (wieder) verstärkt in den Blick zu nehmen. Dass sich in dieses, mehrheitlich von Bibelwissenschaftlern des Alten Testaments in Angriff genommene Unterfangen, das gleichsam eine Gegenbewegung zur immer stärkeren Spezialisierung der Einzelfächer darstellt, auch ein in Osteuropa arbeitender Neutestamentler einreicht, ist zu begrüßen.

In seiner Einleitung begründet der Autor das Anliegen einer «Gesamtbiblischen Theologie», erörtert die möglichen Darstellungsweisen und mit ihnen auch das Verhältnis von Altem und Neuem Testament. Er entscheidet sich dafür, thematische Linien vom Alten zum Neuen Testament auszuziehen und diese unter historischem Blickwinkel zu konturieren. Gemeinsamkeiten wie Unterschiede der beiden Testamente werden reflektiert. Bei den ausgewählten «Themen» handelt es sich mehrfach um Überarbeitungen von Beiträgen, die der Verfasser bereits vorgetragen bzw. publiziert hat.

Die zehn Themen im Einzelnen: Der Abschnitt «Der eine Gott der Bibel» (I) macht den Anfang. Das Gottesbild des ATs wird mit demjenigen des NTs verglichen. Klein sieht eine beträchtliche Differenz zwischen den Testamenten und notiert, dass im AT das geschichtliche Handeln Gottes «völlig im Mittelpunkt» stehe, im NT dagegen «nicht mehr so wesentlich» sei; im Zentrum sei vielmehr das persönliche Heil. Im Kapitel «Der Gottessohn» (II) konstatiert der Verfasser eine Asymmetrie: Im AT erscheine die Bezeichnung (für König, Volk, Engel etc.) nur sporadisch. Das NT nehme sie auf, baue sie aus und beziehe sie auf die Christen («Gotteskinder»). Mit Blick auf Jesus als den *einen* Gottessohn bekommt der Begriff eine ganz neue Bedeutung. «Volk – Gottesvolk – Gemeinde» (III) lautet die nächste Überschrift. Das AT differenziere nicht nur zwischen Israel und den Nationen, sondern im Frühjudentum komme es auch zu einer Spaltung zwischen «Volk» und «Gottesvolk», die im NT noch vertieft werde. Dieses «sieht in der Gemeinde die Nachfolgerin Israels, in den Christen die Erwählten. Damit versinkt Israel aber nicht in die Reihe der anderen Völker, es ist nicht mehr und noch nicht wieder Gottesvolk» (94). Mit der biblischen Anthropologie («Das Bild des Menschen») befasst sich IV. Das AT habe gegenüber dem NT (Herausstellung der Sündhaftigkeit) tendenziell ein positiveres Menschenbild. Vom «Menschen» werde im AT nur in begrenzten Zusammenhängen (priesterliche und weisheitliche Texte) gesprochen, ansonsten sei er Teil des Gottesvolkes. Er ist Gottes Geschöpf und darin mit Hoheit ausgestattet, aber auch gefährdet. Eher überraschend ist der «Aufnahme zum Mitglied des Gottesvolkes» (V) ein eigener Abschnitt gewidmet. Ausgeführt werden die Bestimmungen zur Integration von «Fremden» in Ethnie und Glaubensgemeinschaft Israels. In der christlichen Gemeinde, die sich als eschatologisches Gottesvolk verstand, wurde die Frage der Aufnahme neu geordnet (Taufe, Geistzeichen statt Beschneidung). Im Abschnitt «Recht – Gesetz – Verhaltensnorm» (VI) werden kurz die

alttestamentlichen Rechtsordnungen und -corpora dargestellt. Jesus sehe sich weniger an das Gesetz als an den Willen Gottes gebunden, wenn gleich er diesen in weiten Teilen dem Gesetz entnehme. In den neutestamentlichen Schriften wird das Gesetz als «Heilsweg» problematisiert. Juden- und Heidenchristen setzen unterschiedliche Akzente. Es schliesst sich das Thema «VII Gerechtigkeit – Rechtfertigung» an. Gerechtigkeit im AT wird anhand der Begriffe *saedaeq* und *sedaga* entfaltet. Das NT übernimmt weit hin die Redeweise des ATs. Matthäus, Paulus («Rechtfertigung aus Glauben») und Jakobus bringen unterschiedliche Akzente ein. «Zuverlässigkeit – Treue – Wahrheit» lautet Thema VIII. Klein schreibt dazu: «Während im semitischen Raum und somit auch im AT das Wort, das wir mit «Wahrheit» wiedergeben, meistens die Zuverlässigkeit meint, das, worauf man sich verlassen kann, ist «Wahrheit» im NT oft die hinter der sichtbaren Realität verborgene Wirklichkeit, die geoffenbart wird» (185). Das zweitletzte Kapitel behandelt «Die Not und ihre Bewältigung» (IX), ein anthropologisches (Teil-)Thema, das neben IV mit einem eigenen Abschnitt gewichtet wird. Klein nennt zunächst sechs Möglichkeiten der Reaktion auf grosse Nöte, erörtert anschliessend die Bewältigung unabänderlicher sowie veränderbarer Nöte und schliesst mit Überlegungen zum Verhältnis der Notbewältigung im AT zu der im NT. Das Buch schliesst mit dem Thema: «Leben – Tod – neues (ewiges) Leben» (X). Leben und Tod werden nach Ansicht Kleins in den beiden Testamenten grundsätzlich anders verstanden. Kurz gesagt: Das AT hat das «natürliche Leben» im Blick, das NT qualifiziert Leben neu als «ewiges Leben», das durch Christus geschenkt wird. Entsprechend wird auch Sterben und Tod gegenüber dem AT im NT neu bewertet. Die Erfahrung der Macht Jesu über Sünde und Tod wird zum Grunderlebnis.

Die Erarbeitung von Bausteinen einer «Gesamtbiblischen Theologie» ist zu begrüßen. Damit werden exegetisch-theologische Erträge von der Bibelwissenschaft den anderen Teildisziplinen der Theologie (wie Dogmatik, Ethik, Praktischer Theologie) vermittelt und zudem der Kirche Stoffe zur Glaubensunterweisung und -vergewisserung dargeboten. Nach Meinung des Rezensenten ist die formale wie inhaltliche Durchführung des Programms allerdings nur teilweise gelungen. In der Einleitung fehlt es an hermeneutischer Klärung und Begründung der von Klein gewählten Vorgehensweise. Der Mangel an kanonhermeneutischen Überlegungen ist im Blick auf den Gegenstand einer Biblische Theologie im gegenwärtigen Diskurs auffällig und problematisch zugleich. Die Durchführung lässt deutlich werden, dass der Verfasser einen systematisch-thematischen mit einem historischen Ansatz kombiniert und dabei insbesondere auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen AT und NT abstellt. Der Gewinn liegt darin, dass Entwicklungen und Differenzen erkennbar bleiben, die Problematik, dass Unterschiede zu stark gewichtet und die Zusammengehörigkeit und Einheit der christlichen Bibel unterbelichtet ist. Die Auswahl der «Zehn Themen» lässt sich diskutieren, noch mehr aber eine Reihe inhaltlicher Aussagen und Akzentuierungen. Ich streife nur kurz zwei Punkte: Ob die Unterschiede der Testamente im «geschichtlichen Handeln» und am Gottesbild als «Richter» (stärker AT) und «Retter» (stärker NT) so festgemacht werden können, ist fraglich. Unter Notbewältigung werden diverse Umgangsweisen und Reaktionsmuster nebeneinander gestellt (von Flucht bis Versuchung etc.), die sich unterschiedlichen Konstellationen verdanken, die kaum reflektiert werden; die biblischen Aussagen erscheinen so eher als Belegstellen, als dass ihr Gehalt einbezogen wird. Fa-

zit: Das Buch enthält Hilfreiches, vermag aber insgesamt nicht recht zu überzeugen.

Beat Weber, Linden

Friedhelm Hartenstein: *Das Angesicht JHWHs*. Studien zu seinem höfischen und kultischen Bedeutungshintergrund in den Psalmen und in Exodus 32–34 (FAT 55), Mohr-Siebeck: Tübingen 2008. XI + 407 S. (Leinen), EUR 89.–, ISBN 978-3-16-149729-3.

Mit beträchtlicher Verspätung gegenüber der Verlagsankündigung ist die Marburger Habilitationsschrift des inzwischen an der Universität Hamburg lehrenden Alttestamentlers erschienen. Die Studie ist motiv-, traditions- und religionsgeschichtlich angelegt. Wie der Titel anzeigt, geht es in ihr um den Vorstellungs- und Bedeutungshintergrund der Wendung «das Angesicht JHWHs» und der damit verbundenen Aussagen. In der «Einleitung» wird zunächst der Forschungsstand zur Thematik, ausgehend von der Studie von Friedrich Nötscher: *Das Angesicht Gottes schauen* (1924), geboten. Es folgen wichtige hermeneutische und methodische Überlegungen als «Vorbau» zur anschließenden Arbeit an den Texten. Besonders hervorzuheben sind: (1.) Beim Anthropomorphismus «das Angesicht Gottes» handelt es sich nicht um eine vergeistigte Redeweise; vielmehr gehört er als Teil des altisraelitischen Symbolsystems in einen konkret-anschaulichen Bedeutungszusammenhang. (2.) Die Kommunikation mit einer Gottheit ist mit deren «Leib»-Vorstellung – verstanden als symbolisches, kulturell vermitteltes, d.h. soziomorphes Phänomen – verbunden, wobei eine ausgeprägte «Asymmetrie des Gegenübers» vorliegt. (3.) Der Sprachgebrauch verweist auf den Kontext des Königtums, speziell auf die Sphäre des Hofzeremoniells und der Thronaudienz (als normierte Abläufe). Der Ort der Begegnung mit dem Königsgott ist der Jerusalemer Tempel. (4.) Das «Sehen» von JHWHs Angesicht ist von der Spannung zwischen Partizipation und Differenz geprägt und – jenseits des (heutigen) Denkens in den Alternativen sichtbar / materiell versus unsichtbar / imaginär – als Inszenierung zu fassen, in welcher der Leib der Gottheit «einen Resonanzraum für die Imagination der Gottespräsenz» (37) bildete. Die «mentale Ikonographie» ist mit religiösen Erfahrungen im Tempel, insbesondere den Kultsymbolen Kerubenthron und Lade, verknüpft. Mit einem anthropomorphen Kultbild am Jerusalemer Tempel ist (gegen u.a. Angelika Berlejung) nicht zu rechnen; die königliche «Gestalt» JHWHs mit seinem «Angesicht» war vielmehr «eine logische Konsequenz der rituellen und symbolischen Elemente der Jerusalemer Tempeltradition insgesamt» (52).

Im umfangreichsten Teil wird die höfisch-kultische Audienzvorstellung als Schlüsselkonzept für die Bedeutung des «Angesicht JHWHs» im Rahmen einer «Tiefenexegese» von Ps 27 erarbeitet und zugleich plausibilisiert. Hartenstein geht aufgrund formkritischer Kriterien von einer Zweiteiligkeit des Psalms aus (V. 1–6 Vertrauenslied, V. 7–13/14 Bittgebet). Er beginnt seine Ausführungen mit dem zweiten Teil, in dem die besagte Begrifflichkeit dichter auftaucht. Anschliessend zeigt er, dass dieser Verstehenshintergrund auch in Wendungen des ersten Teils in Anschlag zu bringen ist. Für die detaillierten Analysen (unter Einbezug von altorientalischem Text- und Bildmaterial) ist auf die Arbeit selbst zu verweisen. Nach Hartenstein ist das «Sehen» Gottes in den Psalmen also im Sinne einer «mentalen Ikonographie der Audienz vor JHWH» zu verstehen, in welcher die konventionelle Handlungskonstellation des bittend oder

dienstbereit vor Gott tretenden bzw. bereitstehenden Menschen den Rahmen bildete. Der «leere» Keruben- bzw. Königsthron setzt die Imaginierung in Gang, zumal die Vorstellung des darauf sitzenden Gottes selbstverständlich ist. In den Worten Hartensteins: «Die «Schau» dieser Gestalt ist nach unseren Maßstäben eine innere, geistige, *für antike Menschen war sie aber sehr wahrscheinlich eine höchst konkrete und «reale» Begegnung mit der Gottheit.*» (124, Kursivsetzung FH). In einem weiteren Abschnitt erarbeitet der Verfasser ausgehend von Ps 27 die mit der höfisch-kultischen Audienz assoziierte Metaphorik der Thronsphäre JHWHs. Zu ihr gehören Vorstellungen und Begrifflichkeiten von Schutz(orten) («Zelb», «Flügel» etc.), Rettung und Licht. Hartenstein verankert damit ein in den Psalmen breit belegtes Motivfeld in der Audienzszenarie als Basisvorstellung. Wesentliche Aspekte daraus und die zu ihr gehörende Terminologie stellt er am Abschnittsende zusammen.

Nach der «Tiefenexegese» von Ps 27 folgt ein «Survey» der Belege für die Rede vom «Angesicht JHWHs» in den übrigen Psalmen samt fünf tabellarischen Zusammenstellungen. Diese sind orientiert an den Psalmensammlungen und Gattungen (1), den nominalen und präpositionalen Verwendungsweisen von *panim* (2), den Kontextbezügen (insbesondere die Heiligtumssymbolik betreffend) zu jeder Stelle (4) und an der sachlichen Abfolge der Audienzvorstellung (5). Am Ende stehen Ausführungen zur Frage der Gottespräsenz in Ex 32–34. Hartenstein entdeckt in diesen Kapiteln zwei unterschiedliche Theophaniekonzepte, was sich vom Zusammentreffen der Jerusalemer Psalmensprache und Sinaivorstellungen her erklärt. Erörtert wird dabei Ex 33,18–23 sowie die Dialektik der Theophaniekonzepte im genannten Textabschnitt, dazu in Ex 34,6. Eine Gottesbegegnung sei auch für Mose hier nur unter dem Gerichtsvorbehalt möglich. Die Monographie wird beschlossen mit einer «Zusammenfassung der Ergebnisse». Ihr beigegeben ist ein rund 40-seitiger Bildanhang samt Abbildungsverzeichnis und -nachweis, ferner das Literaturverzeichnis sowie ein Stellen- und ein Sachregister.

Die von Hartenstein vorgelegte Studie, die sich durch grosse Belesenheit und starken Einbezug von schriftlichen und bildlichen Quellen auszeichnet, ist zweifellos als bedeutend für die Psalmenforschung einzustufen. Die Grundthese des königlich-kultischen Vorstellungs- und Verstehenshintergrunds der Rede vom «Angesicht JHWHs» samt der damit verbundenen Aussagen im Rahmen einer Audienzszenarie vermag, jedenfalls für die Psalmen, zu überzeugen. Ob und inwiefern sich dieses basale Konzept für weitere, gleichsam darum gelegte und von Hartenstein damit verknüpfte Begrifflichkeit und Metaphorik ebenfalls behaupten lässt, wird weiter zu diskutieren sein. Sehr sorgfältig und eingehend erörtert der Verfasser die Fragen, wie und was der Gottesdienstteilnehmer am Jerusalemer Tempel «sehen» konnte. Manche in Psalmeninterpretationen oft «schillernd» offen gehaltenen Motive und Ausdrucksweisen bekommen aufgrund von Hartensteins Studie schärfere Konturen, was sich gewinnbringend auf die Auslegung und Anwendung der Psalmen auswirken wird. Gleichwohl ist mir nicht ganz klar geworden, wie man sich *realiter* diese als gleichzeitig sensorisch und mental verstandene Begegnung mit dem Gottkönig vorzustellen hat. Möglicherweise bleiben hier Geheimnisse verschlossen, bis an deren Schwellen der Verfasser immerhin auf verdienstvolle Weise herangeführt hat. Äusserst hilfreich für die Weiterarbeit sind – angesichts der Motivik «Angesicht» und «Sehen» – die diversen Zusammenstellungen, Synopsen und das beigegebene Bildmaterial. Gerne hätte ich im Zusammenhang mit der leider nur am Rand erörterten Redeweise vom «Besänftigen des Angesicht JHWHs» er-

fahren, wie im Rahmen einer höfischen Audienzvorstellung nicht nur der Gotteszutritt gewährt oder aber verweigert wurde, sondern wie man sich dabei die (Gebets-)Handlungen und die durch sie möglich gewordene Verwandlung des zornigen in einen gnädigen Gott vorzustellen hat. Gegenüber den bemerkenswerten Ausführungen zu Ps 27 speziell und den Psalmen generell kann der Abschnitt über Ex 32–34 nicht mithalten; er ist m.E. zu knapp gefasst, die synchrone Textentwicklung findet nicht die ihr gebührende Beachtung, und der Zusammenhang zwischen den tempeltheologischen Vorstellungen in den Psalmen und denen in dieser Sinaierzählung vermögen den Rezensenten nicht zu überzeugen.

Dem Buch, das im Blick auf die Zusammenstellung der Motivik Handbuch-Qualität besitzt, ist namentlich bei der inhaltlichen Arbeit an Psalmen eine häufige Verwendung zu wünschen.

Beat Weber, Linden

Roger Tames: *I Have Written to the King, My Lord. Secular Analogies for the Psalms* (Hebrew Bible Monographs 1), Phoenix Press: Sheffield 2005 (Hardcover) / 2006 (Paperback). XII+145 S., EUR 48.00, ISBN 1-905048-092 (Hardcover) / EUR 15.00, 1-905048-71-8 (Paperback).

Mit diesem Band wird eine neue Monographien-Reihe zum Alten Testament eröffnet. Anliegen und Methodik ist die religionswissenschaftliche Komparatistik: Mit Hilfe altorientalischer Vergleichstexte soll ein neues oder besseres Verständnis alttestamentlicher Psalmengebetes, insbesondere der individuellen Klage- bzw. Bittgebete, erzielt werden. Tames bietet einen kurzen Abriss der Geschichte dieses Bemühens, benennt Chancen, Probleme und unterschiedliche Deutungsansätze. Die Besonderheit seines Unterfangens liegt darin, dass er auch nicht-religiöse – das von ihm verwendete Wort «secular» (vgl. Untertitel) ist in diesem Kontext nicht unproblematisch und jedenfalls in Anführungszeichen zu setzen – Vergleichstexte beizieht, meist altorientalische Briefe.

So bietet sich das Formelement des dringlich ergehenden Hilfsappells im biblischen Gebet für das Suchen nach «secular» Analogien an. Tames listet eine Reihe von Stellen auf, in denen ein Untergebener an seinen Vorgesetzten bzw. König vergleichbare Appelle richtet und Abhängigkeit kund tut. Der Verfasser muss allerdings zugeben, dass ein Einfluss ausserbiblischen Materials auf die alttestamentlichen Gebete äusserst unwahrscheinlich ist. Es bleibt eine gewisse Ähnlichkeit hinsichtlich des Inhalts, weniger im Blick auf Formulierung und Stil.

In einem zweiten Durchgang werden Unschuldsbeteuerungen, Loyalitätsversprechen und Schuldeingeständnisse verglichen. Aus der Bibel wird u.a. Ps 26,1–8 angeführt, als «secular» Analogie ein Ausschnitt aus dem Gedicht von Ramses II. über die Schlacht von Qadesch. Weitere vom Tames untersuchte Vergleichsmotive sind Elendsschilderungen, Appelle des Bittstellers, dass die Hilfe im Interesse des Helfenden selber sei, Hinweise auf (vorwurfsvolle) Feindäusserungen und zitathafte Einspielungen derselben sowie Formulierungen, in denen der niedriger Gestellte seine Abhängigkeit von Gott, König o.ä. kund tut.

Im Schlusskapitel wird der Ertrag gesichtet. Ein Appendix widmet sich den Amarna-Briefen und der These, dass diese als indirekte Evidenz für eine kanaänäische Psalmhymnodie ausgewertet werden können. Sie wird als wenig tragfähig beurteilt. Bi-

bliographie und verschiedene Register beschliessen das Bändchen.

Der Untertitel des Buches weckt Erwartungen, die dieses nicht einlöst. Dass Textvergleiche an sich und dazu noch solche, die mehr oder weniger orts-, sprach-, kultur- und zeitübergreifende Stoffe einbeziehen, mit Behutsamkeit vorzunehmen sind, ist bekannt. Ein Hauptproblem dieser Studie liegt darin, dass die Vergleichsmomente viel zu allgemein (tabellierend), zu isoliert von den jeweiligen Kontexten und damit zu wenig distinktiv sind. Methodisch repräsentiert diese Studie nicht den gegenwärtigen Forschungsstand. Der Ertrag für die Psalmenforschung ist deshalb als sehr gering einzustufen. Dieses Buch kann nicht zur Lektüre empfohlen werden.

Beat Weber, Linden

Friedrich V. Reiterer, Tobias Nicklas, Karin Schöpflin (Hg.): *Angels. The Concept of Celestial Beings – Origins, Development and Reception* (Deuterocanonical and Cognate Literature Yearbook 2007), Walter de Gruyter: Berlin/New York 2007. XI + 714 S. (gebunden), EUR 98.–, ISBN 978-3-11-019294-0.

Die christliche Dogmatik ist ebenso wie die von Judentum, Christentum und Islam beeinflusste, religiösen Themen gewidmete Kunst von ihren Anfängen bis zur Gegenwart von der eigentümlichen Faszination geprägt, die von Engeln ausgeht. Karl Barth (1886–1968) hat dies deutlicher als viele seiner neuzeitlichen Vorgänger und Nachfolger in der Systematischen Theologie erkannt, wenn er in der *Kirchlichen Dogmatik* auf das Himmelreich und damit auch auf die Angelologie zu sprechen kommt:

«Die heilige Schrift gibt uns hinsichtlich der Engel gerade genug zu denken, und zwar positiv zu denken. Man muß das, was sie von ihnen sagt, nur einmal in seiner Eigentümlichkeit ins Auge fassen und dann eben ohne vorgefaßte Meinungen gerade darüber sich Rechenschaft abzulegen versuchen. [...] hat man die Engel in der Stellung und Rolle, die ihnen in der Bibel zugewiesen ist, einmal unbefangen wahrgenommen, dann haben sie sich selbst – natürlich an ihrem besonderen Ort und in ihrer besonderen Weise – schon so wichtig gemacht, daß man ihnen gerade beim Nachdenken über die Mitte und Substanz der biblischen Botschaft gar nicht mehr entgehen kann.» (III/3, §51, S. 476)

Der hier angezeigte von drei Bibelwissenschaftlern herausgegebene Sammelband thematisiert genau diese «Eigentümlichkeit». In einem interdisziplinär und interreligiös angelegten Panorama, das von Mischwesen im religiösen Symbolsystem Mesopotamiens im 2./1. Jahrtausend v.Chr. über die biblische Tradition bis zur Renaissance der Engel in gegenwärtiger Literatur, Popkultur und Esoterik reicht, werden dem Leser umfassende literaturgeschichtliche, religionswissenschaftliche und theologische Informationen über Ursprünge, Formen, Funktionen, Traditionen und Rezeptionen der Engel und der mit diesen verbundenen Vorstellungen geboten.

Im Mittelpunkt des Bandes stehen, entsprechend dem Programm des Jahrbuchs der *International Society for Deuterocanonical and Cognate Literature*, jüdische und frühchristliche Texte aus hellenistischer und römischer Zeit. Teil I ist der altorientalischen und griechischen Umwelt der biblischen Schriften gewidmet und behandelt Vorstellungen von Engeln, Dämonen und göttlichen Botschaftern in Ägypten, dem Alten Vorderen Orient (einschliesslich Anatoliens, Nordsyriens und Persiens) sowie Griechenlands,

Etruriens und Roms. Teil II, insgesamt der umfangreichste Abschnitt des Buches, versammelt Aufsätze zu Engeln im Pentateuch, in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments, in ausgewählten prophetischen und weisheitlichen Texten sowie im Ersten Henochbuch. Teil III enthält insgesamt vier Artikel zur Figur des Erzengels Raphael und des Dämons Asmodeus im Buch Tobit. Teil IV vereinigt Beiträge zu Engeln in den neutestamentlichen und in apokryphen Evangelien, in der neutestamentlichen Briefliteratur (insbesondere in I–II Kor und in Hebr) sowie in ausgewählten Schriften vom Toten Meer (insbesondere in 1QS; 1QH; 4Q403ff.; 4Q417; 4Q521). In Teil V werden exemplarisch kosmologische und soteriologische Funktionen untersucht, die in zwischen-testamentlichen Schriften Engeln zugewiesen werden. Dabei werden selbstverständlich auch die Figur des Satans und die Traditionen vom «Engelsfall» behandelt. In Teil VI wird ein literatur- und redaktionsgeschichtlicher Bogen von Qumran über das Werk des Flavius Josephus, Pseudo-Philo, die Targumim, das Buch der Jubiläen bis hin zu spätantiken Zauberpapyri, rabbinischer Literatur und islamischen Texten (Koran, Hadith, Philosophie und Mystik) gespannt. Teil VII schliesslich blickt auf Engel in frühchristlichen Grabinschriften (sicher nachweisbar seit dem 4. Jh. n.Chr.), in der griechisch-orthodoxen Liturgie und Theologie und auf die Wiederkehr der Engel in der Gegenwartskultur.

Der Band stellt ein sehr materialreiches Sammelwerk dar, das neben zahlreichen Einzelsexegesen prominenter biblischer Texte gelungene Übersichten zur Welt der Engel im nichtkanonischen Schrifttum des antiken Judentums und des frühen Christentums enthält. Gerade letzteres ist im Blick auf die Ikonographie und die sogenannte Volksfrömmigkeit, aber auch hinsichtlich postmoderner Angelologien und Dämonologien von besonderer Bedeutung.

Eine Einzelbesprechung der 37 Beiträge kann hier nicht geboten werden, so dass nur summarisch die Autoren und Titel der Aufsätze genannt werden sollen.

Bernd Schipper: Angels or Demons? Divine Messengers in Ancient Egypt (1–19); Manfred Hutter: Demons and Benevolent Spirits in the Ancient Near East. A Phenomenological Overview (21–34); Wolfgang Speyer: The Divine Messenger in Ancient Greece, Etruria and Rome (35–47); Matthias Köckert: Divine Messengers and Mysterious Men in the Patriarchal Narratives of the Book of Genesis (51–78); Alexander A. Fischer: Moses and the Exodus-Angel (79–93); Erasmus Gass: The Angel as One Form of Divine Communication in the Balaam Narrative (95–108); Erik Eynikel: The Angel in Samson's Birth Narrative – Judg 13 (109–123); Karin Schöpflin: YHWH's Agents of Doom. The Punishing Function of Angels in Post-Exilic Writings of the Old Testament (125–137); Pancratius C. Beentjes: Satan, God, and the Angel(s) in 1Chronicles 21 (139–154); Friedhelm Hartenstein: Cherubim and Seraphim in the Bible and in the Light of Ancient Near Eastern Sources (155–188); Karin Schöpflin: God's Interpreter. The Interpreting Angel in Post-Exilic Prophetic Visions of the Old Testament (189–203); Stefan Beyerle: Angelic Revelation in Jewish Apocalyptic Literature (205–223); Irene Nowell: The «Work» of Archangel Raphael (227–238); Beate Ego: The Figure of the Angel Raphael According to his Farewell Address in Tob 12:6–20 (239–253); Friedrich V. Reiterer: An Archangel's Theology. Raphael's Speaking about God and the Concept of God in the Book of Tobit (255–275); J. Edward Owens: Asmodeus: A Less Than Minor Character in the Book of Tobit. A Narrative-Critical Study (277–290); Tobias Nicklas: Angels in Early Christian Narratives on the Resurrection of Jesus. Cano-

nical and Apocryphal Texts (293–311); Hans Klein: The Angel Gabriel According to Luke 1 (313–323); Dominika A. Kurek-Chomycz, Reimund Bieringer: Guardians of the Old at the Dawn of the New. The Role of Angels According to the Pauline Letters (325–355); Georg Gäbel: Rivals in Heaven. Angels in the Epistle to the Hebrews (357–376); Albert L.A. Hogeterp: Angels, the Final Age and 1–2Corinthians in Light of the Dead Sea Scrolls (377–392); Christoph Berner: The Four (or Seven) Archangels in the First Book of Enoch and Early Jewish Writings of the Second Temple (395–411); Darrell D. Hannah: Guardian Angels and Angelic National Patrons in Second Temple Judaism and Early Christianity (413–435); Stefan Schreiber: The Great Opponent. The Devil in Early Jewish and Formative Christian Literature (437–457); Kelley Coblenz Bautch: Heavenly Beings Brought Low. A Study of Angels and the Netherworld (459–475); Jan Dochhorn: The Motif of the Angel's Fall in Early Judaism (477–495); Cecilia Wassen: Angels in the Dead Sea Scrolls (499–523); Christopher Begg: Angels in the Work of Flavius Josephus (525–536); Christopher Begg: Angels in Pseudo-Philo (537–553); Rimón Kasher: The Conception of Angels in Jewish Biblical Translations (555–584); Jacques Van Ruiten: Angels and Demons in the Book of *Jubilees* (585–609); Thomas J. Kraus: Angels in the Magical Papyri. The Classic Example of Michael, the Archangel (612–627); Bill Rebig: Angels in Rabbinic Literature (629–644); Husain Kassim: Nothing can be Known or Done without the Involvement of Angels. Angels and Angelology in Islam and Islamic Literature (645–660); Jutta Dresken-Weiland: Angels in Early Christian Grave Inscriptions (663–670); Michael Ernst: Angels in Orthodox Religious Practice and Art (671–693); Uwe Wolff: The Angels' Comeback. A Retrospect at the Turn of the Millenium (695–714).

Abbildungen sind nur den Beiträgen von A.A. Fischer und von F. Hartenstein beigegeben. Vergleicht man diesen vierten Band des «Yearbook» mit den drei Vorgängerbänden (2004: «Prayer from Tobit to Qumran»; 2005: «The Book of Wisdom in Modern Research. Studies on Tradition, Redaction, and Theology»; 2006: «History and Identity. How Israel's Later Authors Viewed Its Earlier History»), so fallen nicht nur der gewachsene Umfang und die Ausdehnung der behandelten Zeiten und Räume (vom Alten Orient bis zum mittelalterlichen Islam) auf, sondern auch eine gewisse Redundanz einzelner Themen bei gleichzeitigen Lücken in anderen, durchaus zur Nachbarschaft der deuterokanonischen Literatur zählenden Bereichen (vgl. z.B. vier Beiträge zu Tobit, aber kein Beitrag zu Philo von Alexandria oder zur Septuaginta). Querverweise zwischen den einzelnen Beiträgen fehlen leider ebenso wie ein Autoren-, Sach- und Stellenregister. Gerade letzteres wäre der Benutzbarkeit eines solch monumentalen und interessanten, aber auch disparaten Werkes zugute gekommen. Abgesehen von diesen eher formalen Mängeln bietet der Band ein gutes literatur- und religionsgeschichtliches Propädeutikon für die eingangs zitierte bleibende *theologische* Denkaufgabe, vor welche die biblische Rede von den Engeln stellt. Wie das umfangreiche, inzwischen bekannte und zum Verstehen der Bibel und ihrer Welten unverzichtbare nichtkanonische jüdische und frühchristliche Textmaterial aus hellenistisch-römischer Zeit, aber auch die lebensweltlichen Begegnungen mit «Engeln» zeigen, lässt sich die Rede von den Engeln kaum auf einen «Privatgebrauch» oder die Liturgie beschränken, wie dies Friedrich Schleiermacher vorschwebte (Der christliche Glaube, zweite Ausgabe 1830/1831, §43). So sind die in den kanonischen und apokryphen Schriften ausdrücklich mit den Engeln verbundenen theologischen Probleme der Schöpfung, der Freiheit des Men-

schen, der Zerbrechlichkeit menschlichen Lebens, des Umgangs mit Wissen oder eines Lebens nach dem Tod wohl kaum je in dieser Zeit erledigt.

Markus Witte, Frankfurt a.M.

Gabriele Boccaccini, John J. Collins (Hg.): *The Early Enoch Literature* (Supplements to the Journal for the Study of Judaism 121), Brill: Leiden/Boston 2007. 374 S., EUR 125.–, ISBN 978-90-04-16154-2.

Der Sammelband zur frühen Henochliteratur entstand im Rahmen der seit rund 10 Jahren intensivierten Bemühung, über das Stichwort «Henoch» Forscher verschiedener Disziplinen an einen Tisch zu bringen. «Enoch has proven to be an effective tool for tearing down long-standing walls of segregation. He is in fact an inter-canonical, interdisciplinary character *par excellence* and as such requires an inter-canonical, interdisciplinary approach by specialists of both Judaic and Christian Studies», begründet Gabriele Boccaccini (University of Michigan), Hauptinitiator der Dialogbemühung, die Fokussierung auf Henoch als Angelpunkt des Gesprächs (Einleitung, viii). Seit 2001 findet in einem zweijährigen Rhythmus ein «Enoch Seminar» statt, wobei als Tagungsbände bisher *The Origins of Enochic Judaism* (Torino 2002), *Enoch and Qumran Origins* (Grand Rapids 2005) und *Enoch and the Messiah Son of Man* (Grand Rapids 2007) erschienen sind. Für den akademischen Nachwuchs wird seit 2006, ebenfalls in zweijährigem Rhythmus, ein «Enoch Graduate Seminar» organisiert. Geht es bei diesen Henochkonferenzen einerseits darum, ein generelles Forum für Forschungsarbeiten zur «Second Temple Period» (und z.T. darüber hinaus) zu bieten, bleibt es andererseits – wohl nicht zuletzt aufgrund von Boccaccinis eigener pointierter These zu einem «Enochic Judaism» – ein Anliegen, den Fokus spezifisch auf die Henochliteratur (insbesondere die Schriften von 1 Henoch) und deren religionsgeschichtliche Einbettung zu richten.

Wie es der Titel sagt, widmet sich der hier besprochene Band vorwiegend dem letztgenannten Bemühen. Die Beiträge stammen diesmal nicht von einer Tagung; sie dienen dem Zweck «to summarize and intensify the results of the first two Enoch Seminars» (ix). Umrahmt von einer Einleitung (G. Boccaccini) und einem Schlussteil bestehend aus einer zusammenfassenden Auswertung (F. García Martínez) und einer Bibliographie mit Arbeiten zur Henochliteratur ab dem Jahr 2000 (J. Waddell), werden in 16 Beiträgen bestehende Thesen kritisch gesichtet, modifiziert oder verteidigt, aber auch einige neue Ideen präsentiert. Wie es die folgende Kurzzusammenfassung zeigt, streifen die Arbeiten unterschiedlichste Themen und Fragenkomplexe. Skeptisch stellt J.C. VanderKam im ersten Beitrag die Frage nach der Möglichkeit in den Raum, angesichts der lückenhaften Quellenlage überhaupt klare Kategorisierungen vorzunehmen und Entwicklungslinien zu postulieren, was die frühjüdische Religionsgeschichte angeht. Die zwei darauffolgenden Beiträge von M.A. Knibb und L.T. Stuckenbruck, die in sorgfältiger Manier den Handschriftenbefund zu 1 Henoch aufarbeiten (im Rahmen einer Gesamt-sicht wird z.B. erstmals auch ausführlich auf XQpapEnoch eingegangen), mahnen zu Vorsicht, was die Rede von «1 Henoch» als Textkorpus angeht, der in frühjüdischer Zeit in dieser Form noch gar nicht existiert hat. Deutlich weniger zurückhaltend als die ersten drei Autoren skizziert A. Bedenbender, der in seinen Arbeiten Boccaccini folgend die Existenz eines seit persischer Zeit existierenden «Enochic Judaism» postuliert, einmal mehr seine These einer «Mosaisierung» des Henochjudentums im 2. Jh. v.Chr. Kritisch

streicht *G.W.E. Nickelsburg* demgegenüber heraus, dass der «unmosaische» Charakter der frühen Henochschriften nicht vorschnell mit «anti-mosaisch» gleichgesetzt werden dürfe. Ein Aufsatz von *P. Sacchi* deckt im Band die Kalenderthematik ab. Der Beitrag bietet nicht in erster Linie eine Bestandesaufnahme zur komplexen Thematik; er legt primär Sacchis (und auch Boccaccinis) sehr bestimmte Vorstellungen darüber dar, wie es sich mit der Entwicklung des jüdischen Kalenders verhalten hat. Die Arbeit von *K. Koch* veranschaulicht, wie die Frage nach dem Wachstum des Textkorpus zu interessanten Ergebnissen führen kann. Seines Erachtens liesse sich das Astronomische Buch mit seinen mesopotamischen Wurzeln als Einleitung dem Buch der Traumvisionen voranstellen. Der resultierende Text unterstreiche, dass «the basic cosmic structure established by the creator will outlast the history of this world as well as the universal judgment at its end» (137). Wie Texte innerhalb von 1 Henoch auf ältere Schriften und die Konzeptionen, welche diese kolportieren, aufbauen, ist ebenfalls Thema im Beitrag von *H.S. Kvanvig*. Er untersucht insbesondere, wie die Wochenapokalypse den Kerngedanken einer kosmischen Gesetzmäßigkeit mit der Idee eines Kollapses der kosmischen Ordnung verbindet. Der Weisheitsthematik widmen sich mit komparativem Fokus die Beiträge von *B.G. Wright III* und *E. Tigchelaar*. Wright präsentiert, wie bereits in anderen Publikationen, einen Vergleich zwischen 1 Henoch und dem Sirachbuch; die Trägerkreise beider Schriften sind nach ihm im priesterlichen Milieu anzusetzen. Tigchelaar zieht die in Qumran gefundenen Schriften 4QInstruction und Mysteries zu einem Vergleich heran. Einen guten Eindruck darüber, wie in der Sekundärliteratur das Verhältnis der Henochschriften zu Tempel und Priesterschaft bestimmt wird, vermitteln die Arbeiten von *D.W. Suter* und *M. Himmelfarb*. Dass *VanderKam* (20) und *Piovanelli* (278) in ihren Beiträgen en passant bemerken, dass gerade aus dem Wächterbuch keinerlei Kritik am Jerusalemer Tempel und an dessen Priesterschaft herauszulesen sei, widerspricht allerdings dem Bild, das Suter und Himmelfarb zeichnen. Das letzte Wort zum Thema dürfte damit noch länger nicht gesprochen sein. *P. Tiller* und *P. Piovanelli* fragen in ihren Beiträgen je nach der gesellschaftlichen Verankerung der Verfasser der frühen Henochtexte. Tiller bietet eine ausführliche Beschreibung der historischen Grosswetterlage. Wenn er sodann die einzelnen Henochtexte charakterisiert, kolportiert er die üblichen Zuschreibungen. Sein Ergebnis bleibt insofern negativ, als er sich aufgrund methodischer Bedenken dagegen verwehrt, von den einzelnen frühjüdischen Texten direkt auf die Existenz widerstreitender Gruppierungen zu schliessen. Anders als Tiller stellt Piovanelli die Analyse der Quellentexte ins Zentrum und untersucht – dabei den rhetorischen Ansatz von V.K. Robbins aufgreifend – exemplarisch das Wächterbuch. Piovanellis Beitrag zeigt, dass eine sorgfältige Textanalyse für die Interpretation der Texte essentiell ist. Dass er zum Schluss kommen kann, hinter dem Wächterbuch gelte es schamanische Kreise zu vermuten, lässt dagegen erkennen, dass noch ein beträchtlicher methodischer Klärungsbedarf besteht. Die beiden letzten Beiträge des Hauptteils widmen sich der durch Boccaccinis Arbeiten aufgeworfenen Frage nach der Verhältnisbestimmung zwischen einem «Enochic Judaism» und der Qumrangemeinschaft. Während *J.J. Collins* die «Enochic/Essene Hypothesis», wie Boccaccini sie im Buch *Beyond the Essene Hypothesis* (Grand Rapids 1998) präsentiert, im Anschluss an eine forschungsgeschichtliche Einbettung einer grundsätzlichen Kritik unterzieht, verteidigt *G. Boccaccini* nochmals deren Grundzüge.

Der vorgestellte Band bietet kaum die reflektierte Standortbestimmung zur He-

nochforschung, die sich nach den Jahren des Gesprächs und für einen Sammelband, der nicht einfach Tagungsbeiträge veröffentlicht, eigentlich aufgedrängt hätte. Obwohl einige Artikel der Leserschaft durchaus den aktuellen Diskussionsstand zu gewissen Fragen darlegen, irritiert die Spannung zwischen Arbeiten, welche zentrale Punkte hervorheben, die es für weiterführende Untersuchungen der Texte zu beachten gilt, und Arbeiten, deren Verfasser nicht bereit zu sein scheinen, den geäußerten Bedenken und Kritikpunkten ernsthaft Gehör zu schenken. Dennoch gilt es den Band als Dokumentation, wie zurzeit diskutiert und argumentiert wird, unbedingt wertzuschätzen. Stärken wie Schwächen einzelner Beiträge mögen dazu anhalten, die Erforschung der Texte und insbesondere das Gespräch weiterzuführen – auch falls künftig statt des hypothetischen «Henochjudentums» wieder vermehrt die Texte selbst ins Zentrum des Diskurses rücken sollten. Nicht ohne Grund wird es García Martínez am Ende des Bandes zum Votum gedrängt haben, dass es an der Zeit sein könnte «to verify the existence of a sociological community behind the literary compositions which are the Enochic works, or to disprove totally its existence and dismiss it as a scholarly construct.» (334)

Veronika Bachmann, Zürich

«Jesus von Nazareth» *kontrovers*. Rückfragen an Joseph Ratzinger, mit Beiträgen von Karl Kardinal Lehmann, Christoph Kardinal Schönborn, Adolf Holl, Klaus Berger, Karl-Heinz Ohlig, Albert Franz, Paul Weiß, Michael Plattig, Michael Gerwing, Hermann Häring, Hans Küng, Hans Albert, Horst Jürgen Helle, Ernst Axel Knauf, Bd. 1, LIT-Verlag: Berlin/Münster ²2007. 168 S., EUR 17.90, CHF 27.80, ISBN 978-3-8258-0599-9 (D), ISBN 978-3-03735-174-1 (CH).

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um einen durch den Verleger und Chefredaktor des LIT Verlags zusammengetragenen Sammelband, der erste öffentliche Stellungnahmen zum päpstlichen *Jesus von Nazareth* (2006) – vom Presstext über die Rezension bis hin zur schriftlichen Rückfrage – in sich vereint. Eine Lesehilfe liefern die Herausgeber durch eine lose Dreiteilung – I. Zur Einführung, II. Theologische Rückfragen und III. Jenseits der Theologie – und konzedieren dabei des Bandes «Unvollständigkeit» (161). Ein zweiter Sammelband folgte in diesem Jahr; abgesehen von monographischen Stellungnahmen ist dies bereits der vierte im deutschsprachigen Raum. Der eklektischen Sammlung entsprechen zahlreiche thematische Überschneidungen der vierzehn Beiträge; im Folgenden seien die wichtigsten drei thematischen Brennpunkte besprochen.

Der Beitrag Schönborns (9–17) stellte in seiner italienischen Fassung das päpstliche Jesusbuch, im Rahmen einer im Vatikan abgehaltenen Pressekonferenz, erstmals der Öffentlichkeit vor. Der Kardinal hält darin nicht nur den zentralen Ertrag des Buches fest, sondern liefert gleichsam seine Einschätzung über dessen Bedeutung im Horizont historischer Bibelkritik der letzten 200 Jahre mit. Der Papst habe die eingeführte Antithese von historischem Jesus und dem Christus des Glaubens überwunden, so der Kardinal. Ausgehend von einem Gespräch mit dem Rabbiner Jacob Neusner sei dieser zur Einsicht gelangt, dass nicht die Kirche, auch nicht der Apostel Paulus einen sanften, liberalen, prophetischen, apokalyptischen oder wie sonst immer gearteten Wanderprediger aus Galiläa zum Gottessohn hochstilisierte, sondern dass Jesus selber in seinem ganzen Tun und Reden bereits einen Anspruch gestellt habe, der nur Gott zustehe. Sein

Werk sei daher ein symphonischer Versuch, die Stimmigkeit der historischen Gestalt mit der göttlichen anhand der vier Evangelien darzustellen. Diese Synthese zwischen Ratio und Fides, zwischen Historie und Dogmatik, ja, zwischen dem Theologen Joseph Ratzinger und dem obersten Hirten Benedikt XVI. nimmt zwar in der Tat eine herausragende Stellung ein, sie ist allerdings nicht umsonst zu haben.

In den Worten von Rudolf Schnackenburg expliziert Ratzinger im Vorwort seinen hermeneutischen Schlüssel wie folgt: «Ohne Verankerung in Gott bleibt die Person Jesu schemenhaft, unwirklich und unerklärlich» und folgert: «Das ist auch der Konstruktionspunkt dieses meines Buches: Es sieht Jesus von seiner Gemeinschaft mit dem Vater her, die die eigentliche Mitte seiner Persönlichkeit ist, ohne die man nichts verstehen kann und von der her er uns auch heute gegenwärtig wird» (12). Indem er nun von Christus her die Schrift deutet, bekennt er sich zu einer christologischen und, wie er sagt, einen Glaubensentscheid voraussetzenden Hermeneutik. Das mag seitens eines Papstes, der sich wiederholt und zuletzt prominent in der Regensburger Rede auf Vernunft beruft, erstaunen. Kritisieren tun ihn diesbezüglich Berger (27–40), Franz (49–63) und am scharfsinnigsten Albert (129–141). Letzterer, der sich eingehend mit der Ratzinger'schen Methodik beschäftigte, moniert, dass derlei spiritualistisches und mythisches Denken stützende Metaphysik nicht nur den Vernunftgebrauch einschränke, sondern darüber hinaus für diejenigen, die sich nicht zu einem solchen Glaubensentscheid durchzuringen wüssten, fragwürdig werde, was Ratzinger eigentlich unter «Verstehen» verstehe.

Weiter expliziert Ratzinger im Vorwort die Notwendigkeit einer Ergänzung der historisch-kritischen Methode hin zu einer «theologischen Exegese», die er durch die Hinzunahme der sogenannten «kanonischen Exegese» gewährleistet sieht (17). Kritisieren tun ihn diesbezüglich Ohlig (41–47), wiederum Franz (49–63), Weiß (65–84) und am scharfsinnigsten Häring (109–120). Die in den USA und vor dem Hintergrund synchroner Textbetrachtung entstandene «kanonische Methode» greife aus den endlosen Intertexten der Bibel das Textgewebe des christlichen Kanons heraus, wobei Häring luzide darauf hinweist, dass damit auf ein ausserbiblisches Prinzip zurückgegriffen werde, denn die neutestamentlichen Einzelschriften wussten noch nicht um den späteren Kanon. Diese Methode mit ihrer übergreifenden Perspektive könne zwar ihren Sinn haben, setze jedoch voraus, dass man sich mit der Vielfalt von Jesusbildern und Aspekten, ja Widersprüchen der einzelnen Dokumente auseinandersetzen müsse. Just dieser Vielfalt würde sich der Papst durch eine spekulative Überhöhung und Ausweitung des Ansatzes entziehen, dadurch nämlich, dass er unter Berufung auf das Konzil plötzlich von der lebendigen Überlieferung der «ganzen Kirche» spreche, womit er den verbindlichen Christusglauben der katholischen Kirche zum eigentlichen Interpreten der Schrift erhebe. Dies sei dann keine kanonische, sondern eine im katholischen Sinne dogmatische, systemimmanente Methode, die dazu diene, unter Umgehung einer Schriftauslegung, aus sich selbst heraus, die historische Bibelforschung in das Korsett altkirchlicher Christologie zu zwängen.

Schliesslich äussert sich Ratzinger zur Autorenschaft und dem Genre seines Buches im Vorwort wie folgt: «Gewiss brauche ich nicht eigens zu sagen, dass dieses Buch in keiner Weise ein lehramtlicher Akt ist, sondern einzig Ausdruck meines persönlichen Suchens <nach dem Angesicht des Herrn> [...]. Es steht daher jedermann frei, mir zu widersprechen» (22). Dass sich mit diesem Buch allerdings sowohl der Theologe Rat-

zinger als auch der Hirte Benedikt XVI. zu Wort meldet, gibt Anlass zu Kritik und Befürchtungen. Plattig (85–96), aber insbesondere und wiederum Ohlig (41–47) etwa schliessen angesichts binnenkatholischer Raster nicht aus, dass das (päpstliche) Buch doch zum lehramtlichen Leitfaden erhoben werden könnte, in welchem Fall sich die katholische Theologie aus dem wissenschaftlichen Diskurs verabschieden würde. Holl (19–23) und wiederum Häring (109–120) sehen das Hauptproblem des päpstlichen Buches in einem hohen Verbindlichkeits- und exklusiven Geltungsanspruch, der anhand einer Schwarz-Weiss-Strategie Dialoge unterbinde und die Veröffentlichungen zur Jesusfrage der vergangenen vierzig Jahre – insbesondere die befreiungstheologischen – mit dem Urteil belegt, sie hätten versagt. Kardinal Lehmann (3–8) bezeichnet das päpstliche Buch als ein wissenschaftlich fundiertes und frommes zugleich. Indem der Theologe Ratzinger die Antithese des historischen Jesus und des Christus des Kirchen dogmas versöhnt – und zwar im Rahmen von Vernunft und Wissenschaft – erweist sich Benedikt XVI. als ein Hirte, der den verlorenen (göttlichen) Sohn zur rechten Zeit und im missionarischen Interesse in den Schoss seiner ihm anvertrauten katholischen Kirche zurückzuholen weiss.

Obschon der Sammelband durch seinen Zufallscharakter, die thematischen Überschneidungen sowie die qualitativen Unterschiede der Beiträge enttäuscht, dürfte er – und insbesondere die Beiträge von Häring und Albert – dennoch solche interessieren, die sich mit der historischen Jesusfrage einerseits und der Christologie andererseits, aber auch mit dem wissenschaftlich-spirituellen Schaffen des Papstes beschäftigen.

Gabriella Gelardini, Basel

Ulrich Ruh (Hg.): *Das Jesusbuch des Papstes – Die Debatte* (Herder Spektrum 5938), Herder: Freiburg i.Br. 2008. 208 S., EUR 9.95, CHF 18.90, ISBN 978-3-451-05938-4.

Im vorliegenden Band hat der Herausgeber zweiundzwanzig eigens dazu eingeladene Autorinnen und Autoren zu einer «persönlichen Stellungnahme» zum Jesusbuch des Papstes gebeten. Zu Wort kamen hierbei Vertreter sowohl von kirchlichen als auch nichtkirchlichen Berufsfeldern, namentlich Universitätstheologen, (Kirchen)Politiker und Journalisten. Unter ihnen befinden sich Katholiken wie Protestanten, und auch ein jüdischer Autor ist vertreten. Die unterschiedlichen Stellungnahmen würden ein Licht auf die religiös-kirchliche Gegenwartssituation werfen und zum Weiterdenken anregen, so die Einschätzung des Herausgebers, des promovierten Theologen und Chefredaktors der Monatshefte für Gesellschaft und Religion «Herder Korrespondenz». Im Folgenden seien je drei zustimmende wie kritische und invers angeordnete Blitzlichter zu den Themen *Kirchenpolitik*, *Exegese* und *Jesusforschung* der im Übrigen kurz gehaltenen und alphabetisch geordneten Beiträge festgehalten.

Der Systematiker Hans-Joachim Höhn fragt sich, ob der Papst mit seinem Jesusbuch nun endlich die «Regierungserklärung», die programmatische Bestimmung seines Pontifikats, vorgelegt habe, der er sich bis anhin entzog. Dass dem so ist, bezweifelt die Kirchenpolitikerin Dagmar Mensink nicht, denn mit seinem Jesusbuch habe der Papst der Öffentlichkeit sein Alterswerk, seine Summa über den Kern des christlichen Glaubens, verbunden mit dessen unmissverständlichem Anspruch, vorgelegt. Es sei Weltdeutung, ethischer Kompass und Hoffnung über den Tod hinaus, womit der Papst die Latte für die christliche Katechese und den interreligiösen Dialog gleichermassen hoch

gehängt habe (59.105.114).

Der Alttestamentlicher Erich Zenger zeigt sich davon beeindruckt, dass der Papst ein pointiert bibeltheologisches Buch geschrieben habe und die Bibel somit in ihren zwei Teilen unmissverständlich als Quelle und Massstab allen christlichen Redens – weit vor Konzilstexten und Enzykliken – positioniert habe. Die von Antijudaismen weithin freie und hermeneutisch stark von den Kirchenvätern geprägte Schrift habe die Bibel und ihr Studium ganz im Sinne des Zweiten Vatikanum wieder zum «Fundament», ja zur «Seele» der päpstlichen und somit kirchlichen Lehre erhoben. Von dieser programmatischen Ausrichtung zeuge nicht zuletzt der Umstand, dass der Papst sein Vorwort auf den 30. September 2006 datierte, also auf das «Fest des Heiligen Hieronymus», der weithin als bedeutendster Bibelwissenschaftler der Alten Kirche gilt (187–188.193).

Eine Reihe Autoren begrüßen das päpstliche Programm geradezu emphatisch, den historischen Jesus mit dem gepredigten Christus versöhnt zu haben. Am ausführlichsten tut dies einmal mehr der Neutestamentler Klaus Berger. Die Exegeten hätten Jesus und die Dreifaltigkeit über Jahrhunderte «zerdehnt», das heisst sie hätten mit einer sehr langen Geschichte zwischen Jesus und den trinitarischen Bekenntnissen gerechnet. Der Papst hingegen würde daran festhalten, dass die christologischen Aussagen nicht erst im Zuge einer langwierigen Vergottung Jesu, sondern vielmehr «explosionsartig» entstanden seien. Dies bedeute nicht nur eine exegetische Revolution, sondern auch eine frömmigkeitsgeschichtliche, denn damit sei Jesus für die Anbetung zurück gewonnen (16).

Der Systematiker Georg Pfeiderer untersucht das Jesusbuch des Theologen Joseph Ratzinger in seinem theologiegeschichtlichen Zusammenhang. Er sieht es in der Traditionslinie des lutherischen Theologen Martin Kähler liegen, der die Grundunterscheidung zwischen historischem Jesus und geschichtlichem Christus Ende des 19. Jahrhunderts erstmals einführte, worauf sich im 20. Jahrhundert grosse Teile der protestantischen Dogmatik stützten. Ratzingers Jesusbuch könne mithin als Versuch gelesen werden, der Kählerthese im Licht ausgewählter historisch-exegetischer Forschung neue Plausibilität zu verschaffen. Wichtig festzuhalten wäre hier, dass der Papst zwar an genannter Grundunterscheidung festhält, sie aber gerade zu überwinden sucht. Ob er dies in anti- oder metahistorischer Vorgehensweise tut, oder ob es ihm um *Glaubensgeschichte* und nicht *Geschichte* geht, wie Zenger heraushebt (191), bedürfte weiterer Klärung. Pfeiderer beklagt die in freundlichem Ton gehaltene Belehrung der wissenschaftlichen Theologie durch den obersten Geistlichen der katholischen Kirche. Denn hierdurch würde mit der Attitüde abgeklärter Weisheit das kritische Potential wissenschaftlicher Theologie von Kirche und Glaube weggelenkt, hin zu einer vermeintlich hyperkritischen Wissenschaft (138–139.141–143.147).

Da der Papst die ins 19. Jahrhundert zurückreichende Auseinandersetzung um die «Heimholung Jesu» nicht einmal streift, setzt der Rabbiner und Honorarprofessor Walter Homolka mit einer exemplarischen Darstellung jüdischer (exegetischer) Entwürfe der Leben-Jesu-Forschung an, beginnend mit Abraham Geiger und endend mit dem kürzlich verstorbenen Ernst Ludwig Ehrlich. Er vermutet, dass gerade die «analoge» Wirkung jüdischer und christlicher Leben-Jesu-Forschung ein Grund dafür sei, dass es rationale Methoden der Exegese künftig schwerer haben werden im Vatikan, sei doch der päpstliche Vernunftbegriff, indem er den Glauben voraussetzt, trügerisch. Wenn

aber das Christentum irgendeinen bedeutsamen Anspruch auf die Wahrheit erheben wolle, müsse es sich, und dies seit der Aufklärung, denselben Verfahren der Prüfung und Verifikation wie die profanen Wissenschaften unterziehen. Der Rabbiner Geiger habe das jüdische Verständnis von Vernunft gut zusammengefasst: «Durch Erforschung des Einzelnen zur Erkenntnis des Allgemeinen, durch Kenntnis der Vergangenheit zum Verständnis der Gegenwart, durch Wissen zum Glauben.» Demgegenüber scheine das Jesusbuch des Papstes nahe legen zu wollen, man müsse genau umgekehrt vorgehen (73–74.81.84).

Der Publizist Hubert Feichtlbauer bringt den päpstlichen postnaiven, postmodernen Impetus kirchenpolitisch gemünzt auf den Punkt. Die päpstliche Vorstellung von einer für alle Menschen und Völker verbindlichen Auslegung des Gotteswillens durch Jesus, «*nulla salus extra ecclesiam*» also, präsentiere sich in neuem Gewand. Konsequenter und selbstsicherer könne man eine Theologie nicht entwickeln. Jesus war Gottes Sohn, wesensgleich mit dem Vater, wusste dies von sich stets und bezeugte es auch, und wenn in Rätseln, dann würde die von ihm gegründete Kirche diese deuten. Von solch einem Papst, schliesst Feichtlbauer, seien keine couragierten Reformen, auch nicht in Strukturfragen zu erwarten (37.41). Der jüngste Erlass Benedikt XVI., die Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen (inklusive eines Holocaustleugners) der ultratraditionalistischen Priesterbruderschaft St. Pius X. bestätigt diese düstere Einschätzung nicht nur, er übertrifft sie sogar.

Was der Herausgeber verspricht, nämlich Licht auf die religiös-kirchliche Gegenwartssituation zu werfen und zum Weiterdenken anzuregen, hält der vorliegende, in formaler Hinsicht makellose Band. Zwar eignet sich aufgrund seiner persönlichen Anlage nicht jeder Beitrag für die wissenschaftliche Diskussion, die lesenswerten Stücke indessen wurden hier genannt.

Gabriella Gelardini, Basel

Morwenna Ludlow: *Gregory of Nyssa. Ancient and [Post]Modern*, Oxford University Press: Oxford 2007. x+314 S., £ 55.–, ISBN 978-0-19-928076-6.

L.'s *Gregory* beschäftigt sich einerseits mit der Frage, wieso Gregor von Nyssa (N.) innerhalb der letzten fünfzig Jahre so beliebt geworden sei (3) – der Grund ist nach L., dass N. ein produktiver und vielseitiger Theologe war, der Frömmigkeit mit Rationalität verband, und auch dass N. aufgrund der Unklarheiten bezüglich seines literarischen Nachlasses eine attraktive Herausforderung für (post)moderne Forscher darstellt (3f.) –, wie auch andererseits mit dem Umgang (post)moderner Interpreten mit N., d.h. mit der Frage, wie sich deren Interpretationen zu ihren übergreifenden theologischen oder philosophischen Anliegen verhalten (5). L.'s Arbeit ist in zwanzig Kapitel gegliedert und umfasst vier Themenkreise: Trinitätslehre (13–94), Menschwerdung/Soteriologie (97–165), Sex, Gender und Körperlichkeit (163–227) und Theologie (231–291). Die Schlussfolgerungen aus dem gesamten Text befinden sich im Schlussteil (279–291).

Im ersten Teil (Trinität) bespricht L. zuerst die N.-Interpretation von Torrance und Jenson, und anschliessend von Zizioulas und (David) Brown. Sie kommt zum Resultat, dass in deren Interpretationen eine Vielzahl von Faktoren, nicht zuletzt deren eigenes theologisches Verständnis, eine Rolle spielten, dass aber vor allem der Fortbestand der Opposition zwischen «Judentum» und «Hellenismus» (v. Harnack) und zwischen «öst-

licher» und «westlicher» Trinitätstheologie (die sgn. «De Régnon-These» ist neuerdings von Hennessy in Frage gestellt worden) für die N.-Interpretationen dieser vier Theologen von Bedeutung sei. L. bestreitet aber die Gültigkeit traditioneller theologiegeschichtlicher Schemata und beklagt hermeneutische Naivität, die N. «einfach für sich» sprechen lassen möchte.

Im zweiten Teil arbeitet L. thematischer: Nacheinander kommen Christologie, Erlösung, Spiritualität und Ethik an die Reihe. Sie stellt wiederum fest, welche Bedeutung theologiegeschichtliche Schemata, z.B. bzgl. N.'s Abhängigkeit von Origenes, und konfessionelle Loyalitäten für N.-Interpretationen haben. Gleichzeitig bemerkt L. aber, dass insbesondere neuere Interpretationen von N.'s Theologie dessen bildliche Sprache ernster nehmen und seine Theologie auch ganzheitlicher lesen, d.h. ohne allzu streng zwischen Spiritualität und Dogmatik zu unterscheiden (156–159). Dabei hebt L. vor allem den Beitrag von Coakley hervor, die zusammen mit (Rowan) Williams zu ihren bevorzugten N.-Interpreten gehört.

Im dritten Teil geht es um «Sex, Gender, and Embodiment» mit Unterabteilungen zu Feminismus und den Kirchenvätern (*sic*), der Erschaffung der Menschheit nach dem Abbild Gottes, Jungfräulichkeit und zu Macrina, der Schwester N.'s. L. beschreibt hier eine allgemeine Tendenz in der feministischen Interpretation der Kirchenväter und spezifisch von N., zu immer stärker literaturwissenschaftlichen Interpretationen zu kommen («literary turn»), die gendersensitiv sind und die Agenda feministischer Theologie weiterführten und so dem Werk N.'s immer gerechter würden. Z.T. sieht L. diese Tendenz in der feministischen N.-Interpretation sogar als eine konsequente Weiterführung feministischer Anliegen, sogar gegenüber früheren Feministinnen wie Daly und Ruether (220–227). L. merkt aber auch an, dass eine literarische Interpretation N.'s ohne Bezug zur Theologie unvollständig wäre (227) und widmet sich im letzten Teil demzufolge theologischen Interpretationen N.'s.

Im vierten Teil werden die N.-Interpretation von Scott Douglass, John Milbank, und Sarah Coakley besprochen. Im Allgemeinen hebt L. deren erneutes Interesse an der epistemologischen und hermeneutischen Bedeutung von N.'s *Epektasis* und damit an der Verbindung zwischen theologischer Reflexion und Praxis (Spiritualität) hervor. Zudem betont sie, dass diese postmodernen Interpretationen – anders als «moderne» analytische Interpretationen – für ihre Interaktion mit der christlichen Vergangenheit bewusst ein «Gesprächsmodell» («conversational model», 277) verwendeten und sich so besser der Gefahren anachronistischer Interpretationen bewusst seien. Dies führt L. aber wieder zu einer ihrer Leitfragen: Wie genau verwenden heutige theologische Entwürfe die Einsichten N.'s? (278).

Zum Schluss (279–291) hält L. fest, dass N.-Interpretationen nach drei theologiegeschichtlichen Modellen, die alle mit der jeweiligen Theologie des Proponenten zusammenhängen, eingeteilt werden könnten: einem statischen (es gibt keine eigentliche Entwicklung, nur die stringente Entfaltung eines Offenbarungsdepositums, z.B. Zizioulas), einem reformatorischen (es gibt ein «goldenes Zeitalter», zu dem zurückgekehrt werden soll, z.B. Jenson, Torrance), und einem adaptiven Modell (es gibt Entwicklungen über die Zeit, die aber nicht ohne Weiteres gut oder schlecht sind; Wahrheit kann in verschiedenen Kontexten gefunden werden, z.B. Milbank, Coakley, Williams). Darüber hinaus formuliert L. die These, dass N. seine Texte bewusst offen und mehrdeutig formuliert habe, aber zugleich davon überzeugt gewesen sei, dass die Einbettung

der Theologie in eine übergreifende Reise von den Menschen zu Gott ein interpretatives Chaos vermeiden würde.

Damit hat L. einen interessanten Band vorgelegt, der eine wichtige hermeneutische Frage anspricht; die Beobachtung rezeptionsgeschichtlicher Fragen ist nicht nur für die Auslegung der Bibel, sondern auch für die Interpretation der Kirchenväter von grosser Bedeutung. Wegen dieser hermeneutischen Fragestellung ist L.'s Buch auch für Leser, die sich nicht primär für N. interessieren, eine hilfreiche Lektüre.

Es lassen sich aber auch Fragen stellen. Wie angedeutet, formuliert L. am Ende des Buches eine eigene These zur Hermeneutik von N. Diese These wurzelt weitgehend in der anderswo veröffentlichten Nyssa-Interpretation L.'s. Da diese eigene Interpretation aber nicht weiter dargestellt wird, bleiben sowohl die Entwicklung der These wie auch ihre Begründung in den Werken N.'s etwas unklar – dies trifft auch auf manche kurze auswertenden Bemerkungen am Ende mehrerer Kapitel zu (z.B. 219.253.265 usw.). Dazu kommt, dass L. nur mit einer relativ engen Auswahl (fast ausschliesslich) englischsprachiger AutorInnen arbeitet (7). Sie erklärt ihre Auswahl zwar, aber der anglophone Fokus macht das Buch doch etwas einseitig und schränkt seine Reichweite ein. Trotz der genannten Einwände bleiben aber die Fragen, die L. stellt, historiographisch und theologisch bedeutsam und sollten aufgenommen werden.

Peter Ben Smit, Bern

Christine Christ-von Wedel, Urs B. Leu (Hg.): *Erasmus in Zürich*. Eine verschwiegene Autorität, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2007, 480 S., ca. 50 Illustr., CHF 58.–, ISBN 978-3-03823-302-2.

Der vielfältige und andauernde Einfluss des Erasmus im Zürich des 16. Jahrhunderts ist das Thema dieses Sammelbands von 13 Forschungsbeiträgen, deren Ergebnisse sich in überaus glücklicher Weise ergänzen. Nach einem Vorwort von E. Campi umreisst die Mitherausgeberin C. Christ das Forschungsprogramm (I). In einem «Vorspiel» (II) informieren W. Gysel über «das Chorherrenstift am Vorabend der Reformation» sowie B. Helbling über Gegner der Zürcher Reformation, die sich z.T. ebenfalls auf Argumente des Erasmus stützen. Das Hauptgewicht liegt auf je fünf Beiträgen unter «Reformation» (III) und «Schule und Gelehrsamkeit» (IV). Eindringlich untersucht werden neben Zwingli auch dessen Mitarbeiter (Jud, Pellikan, Bibliander) sowie die nachfolgenden Generationen (Bullinger, Gwalther d. Ä. und d.J.).

Anhand von gedruckten und archivatischen Quellen wird facettenreich nachgewiesen, wie die Zürcher die Ideen des Erasmus während vieler Jahrzehnte dankbar aufnahmen und weiterverbreiteten. Vorgelegt werden: Zwinglis Erasmus-Lektüre (U. Leu), Juds popularisierende Verdeutschung von Erasmus-Schriften (S. Frech), Bullingers Predigtcommentare mit kritiklos übernommenen längeren Passagen aus Erasmus (D. Clavuot-Lutz), Erasmus-Lob – und milderer Tadel – bei Gwalther d. Ä. (K. Rüetschi), die Täufer mit ihrer vielfältigen Nähe zu erasmianischen Gedanken (C. Scheidegger). In Teil IV folgen: der Buchdruck mit zahlreichen Auflagen von offensichtlich marktkonformen Erasmus-Schriften zu vorwiegend pädagogischen Zwecken (U. Leu), Biblianders Türkenschrift (G. Christ), private oder publizierte Speicherung enzyklopädischen Wissens mittels der Loci-Methode des Erasmus (U. Leu) sowie die bisher kaum bekannten inschriftlichen Lobgedichte von Gwalther d.J. auf die Geistesgrössen in der

reformierten Schweiz, deren Reigen durch Erasmus und Melanchthon angeführt wird (K. Rüetschi). Noch nicht genannt ist der umfangreichste (90-seitige) Beitrag von C. Christ-von Wedel, der den Teil III eröffnet und im Folgenden eingehender besprochen werden soll; die hier eingeschlagene Zielrichtung deckt sich weitgehend mit den anderen Beiträgen.

Christ tritt an gegen das Urteil eines tiefen Grabens zwischen Humanismus und Reformation. Auf der einen Seite lebte Erasmus, der seinen Schülern vor der Arbeit am Bibeltext die innere Vorbereitung durchs Gebet anrät, aus einer christozentrischen Spiritualität, die allerdings unberührt bleibt von der Erfahrung eines Ringens um Gottes Erbarmen. Auch Höllenangst und Werkgerechtigkeit waren ihm immer fremd. Auf der anderen Seite praktizierten die Zürcher die erasmianischen Methoden. Auch wähten sie sich einig mit dessen Verständnis der Rechtfertigungslehre. Und mit der Übersetzung der «Paraphrasen» ins Deutsche (1541) verstärkten sie Erasmus' Rolle als Erbauungsschriftsteller, ohne diese einzig zugängliche volkssprachliche Gesamtkommentierung des Neuen Testaments durch ein eigenes Äquivalent zu ersetzen.

Auch die Distanzierungen hüben und drüben werden anhand der Quellen dokumentiert. Dabei zeigt sich, dass nicht die Zürcher Reformatoren sich von Erasmus abwandten, sondern Erasmus ihnen sein Vertrauen entzog, was die Zürcher nicht akzeptieren (und teilweise auch nicht wahrnehmen) wollten. Christs seismographisches Gespür beim Heranziehen vielfältigster Quellen ermöglicht Einblicke auf inhaltlich-theologischer wie auch auf psychologischer und charakterlicher Ebene, die tiefer gehen als die Erklärungsversuche im 16. Jh. und in der seitherigen Forschung. Die sensible Darstellung verzichtet auf platte Erklärungen und überlässt einige Urteile dem Leser und der zukünftigen Forschung. Als neue Leitplanken zur Beurteilung nennt sie u.a. die Skepsis des Historikers Erasmus, dem eine Wiederherstellung der reinen apostolischen Zeit weder realistisch noch wünschbar erschien; er sah die Bibel als Zeugnis von Gottes Offenbarung und als Richtungsweisung für spätere Generationen, aber nicht als Sammlung von unveränderlichen Normen. Zuweilen war Erasmus auch bibelnäher als die Zürcher, die sich vom Neuplatonismus der Renaissance beeinflussen liessen (Beispiel: Zwinglis Überzeugung von der Seligkeit edler Heiden). Dass trotz unterschiedlicher Sichtweisen, Missverständnissen und Verletzungen kein konfessioneller Hass sichtbar wird, sei als «hohe menschliche Kompetenz aller Beteiligten» zu werten.

Auch wer – wie der Rezensent – Erasmus und den christlichen Humanismus zu den eher unheimlichen Zeugen des Reiches Gottes zählt, ist beeindruckt durch die sorgfältige, liebevolle und innovative Arbeit, die eine präzise historische Sichtweise glücklich mit dem Achten auf theologische Fragestellungen verbindet. Der leise Triumph, der aus der Präsentation von bisher zu wenig beachteten Quellen hervortönt, entspricht dem erasmischen Charakter und ist zusammen mit den provozierenden Ergebnissen dankbar zu ertragen. Zu bedauern ist, dass Christs subtile Nachzeichnung der Diskussionen um den freien Willen (und um das Abendmahlsverständnis) den ursprünglichen «Sitz im Leben» der Prädestination als einer tröstlichen Botschaft nicht berücksichtigt.

Ein ausgiebiger Anmerkungs- und Bibliographieteil, die Register laden ein zur eigenen Weiterarbeit. Auch die schöne Aufmachung des grossformatigen und grosszügig bebilderten Buches sowie der moderate Preis – ein Danke an die zahlreichen Geldgeber! – dürfen begeistern. Dem Buch ist eine weite Beachtung bei Wissenschaftlern und

interessierten Laien zu wünschen.

Edgar Kellenberger, Oberwil

Veronika Hoffmann: *Vermittelte Offenbarung*. Paul Ricoeurs Philosophie als Herausforderung der Theologie. Matthias Grünewald Verlag: Ostfildern 2007. 316 S., EUR 35.–, ISBN 978-3-7867-2650-0.

1. Die Thematik der Vermittlung von Gottes Wort weckt – zumindest in der protestantischen Theologie – immer noch den Verdacht, es liege natürliche Theologie vor. Allzu schnell vermutet man dabei eine Marginalisierung des Wirkens des Heiligen Geistes bzw. die Gefahr, man wolle den Glauben nur als anthropologisches Vermögen verstehen oder erklären. Mit der Rede von der Unmittelbarkeit des Handelns Gottes und von seiner Selbstoffenbarung durch Jesus Christus im Heiligen Geist soll nicht zuletzt auch die Autorität der biblischen Schriften gewährleistet und beglaubigt werden. Doch diese Argumentationen sind brüchig geworden, zum einen, weil sie voraussetzen, was doch durch Vermittlung – sei sie mittelbar oder unmittelbar – erst noch erreicht werden soll: Glaubensgewissheit; zum andern, weil durch die Rede von der Selbstoffenbarung Gottes eine irgendwie sich vollziehende Unmittelbarkeit behauptet wird, die einen fundamentalistischen bzw. subjektivistischen Begründungszusammenhang impliziert.

Es ist das grosse Verdienst von V. Hoffmann, mit ihrer – von der Universität Münster – prämierten Dissertation ein wenig Licht in diese Thematik offenbarungstheologischer Behauptungsstrategien gebracht zu haben, und zwar sowohl in kritischer als auch in systematisch produktiver Hinsicht. Aufgrund einer kritischen Rekonstruktion der Vermittlungsphilosophie Paul Ricoeurs werden Leitmetaphern als Schlüssel für eine plausible und sachgemässe Rede von der Offenbarung Gottes herausgearbeitet, die gerade auch für die pneumatologische Dimension theologischen Denkens fruchtbar werden kann.

2. Das Ziel der Abhandlung ist ein doppeltes: Einerseits soll gezeigt werden, «dass häufig zwar die Illusion, nicht aber das heimliche Ideal von Unmittelbarkeit aufgegeben ist» (74); andererseits wird versucht, «eine offenbarungstheologische Metaphorologie zu entwerfen, die sich den Spielregeln der Aufklärung bereits einen Schritt weiter vorne entzieht, nämlich bereits hinsichtlich des Ideals unbezweifelbaren Wissens. Statt dessen wäre Offenbarung als solcherart vermittelt zu entwerfen, dass diese Vermittlungsgestalt als positive Struktur tatsächlich als in sie selbst eingeschrieben gedacht wird.» (ebd.)

Der Argumentationsgang der Arbeit wird in drei Schritten expliziert. Der erste Teil – «Eine Typologie der Ausblendungen des Vermittlungsproblems» (13–74) – zeigt anhand traditioneller Offenbarungsvorstellungen (sie werden als objektivistisch, subjektivistisch und pluralistisch definiert), wie die Problematik der Vermittlung anstatt bearbeitet von vornherein ausgeblendet wird. Ob dabei die Kritik an der Position John Hicks (pluralistisch) sich halten lässt, wird die weitere Diskussion zeigen. Der zweite Teil – «Pauls Ricoeurs Philosophie als eine ›Philosophie der Vermittlungen‹» – (75–180) bereitet den Boden für die konstruktiven Überlegungen des dritten Teils, indem zentrale Zusammenhänge der Philosophie Ricoeurs sachgemäss und kritisch expliziert werden; d.h. es werden die Begriffe «Symbol», «Text», «Metapher» und «Geschichte und Geschichten» anhand der relevanten Texte bei Ricoeur und mit Hilfe der neuesten Se-

kundärliteratur im Blick auf eine «Philosophie der Vermittlungen» erarbeitet. Der dritte Teil – «Auf dem Weg zu einer Offenbarungstheologischen Polyphonie» (181–282) – macht «mit Hilfe von Ricoeurs Überlegungen den erwähnten Vorschlag zu einer Ergänzung der Offenbarungsmetaphorik Im Zentrum dieser Überlegungen steht die Metapher des Zeugnisses» (12); mit gut begründeten Hinweisen wagt die Vfn. sich zu einem Verständnis des Glaubens vor als «Umkehr der Einbildungskraft im Horizont der Metapher «Metapher» und «Zeugnis». Sie greift damit auf einen interessanten Zusammenhang zurück: Indem sie Ricoeurs Verständnis der produktiven Einbildungskraft als ein sprachliches und nicht nur als ein ästhetisches Vermögen pointiert, kann sie es theologisch fruchtbar machen; d.h.: Sie macht die «produktive Passivität der Einbildungskraft stark.

3. Die Dissertation von V.Hoffmann zeichnet sich durch einen hohen Grad an methodischer Reflexion und begrifflicher Differenziertheit aus. Ihr Mut, die Thematik der Vermittlung von Offenbarung nicht zuletzt auch mit Hilfe und in Anlehnung an die Rede von der «produktiven Einbildungskraft» zu explizieren, verdient Beachtung. Die Verf. zeigt durchgehend, dass theologisches Denken Freude bereitet und dass auch traditionelle theologische Topoi noch lange nicht ausgereizt sind, wenn man bereit ist, neue Wege zu gehen. Man kann die Arbeit nicht zuletzt auch als eine gelungene Vorarbeit für eine künftige fruchtbare Pneumatologie lesen.

Werner Brändle, Reichenau

Andrew Britton, Peter Sedgwick: *Ökonomische Theorie und christlicher Glaube*, LIT-Verlag: Münster 2008. 307 S., CHF 50.90, EUR 29.90, ISBN-13 978-3825801625.

In der natürlichen Sprache kann das Wort «und» sowohl als Konjunktion wie auch als Disjunktion verwendet werden. Bis zum Ende des Buches ist es dem Rezensenten nicht klar geworden, ob das «und» im Buchtitel «Ökonomische Theorie und christlicher Glaube» in einem verbindenden oder trennenden Sinne verwendet wurde. Für beide Auslegungen gibt es treffliche Beispiele. In den Worten der beiden britischen Autoren stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von «Economic Theory and Christian Belief» – so der Originaltitel von 2003 – dar in der einleitenden Überschrift «Ein Dialog zwischen Gehörlosen?». Das Menschenbild hinter den beiden Gedankengebäuden wird zu Recht als verschieden beschrieben. Der (insbesondere von Nicht-Ökonomen) vielbeschworene *homo oeconomicus* als nutzenmaximierendes Wesen unter den Bedingungen von Knappheit und Wettbewerb steht einem Menschen gegenüber, der aus der Beziehung zu Gott heraus lebt und Wohlstand und Überfluss als «göttliche Geschenke» versteht.

Zunächst steht die Frage im Raum – Dialog hin oder her –, ob sich eine Theorie mit einem spezifischen Glauben überhaupt vergleichen lässt, wie es der Titel nahe legt. Diese Hürde nehmen die Autoren, indem sie in dem Buch in beiderlei Sinne von der «Konstruktion» von Ökonomie und christlichem Glauben auf «phänomenologischer Ebene» sprechen (auch «Anthropologien»). So verhindern sie eine Hierarchie und ermöglichen auf der Ebene der Konstruktionsreflexion besagten Dialog.

Unter «ökonomischer Theorie» verstehen die Autoren die Neoklassische Theorie, die auch als Mainstream-Ökonomie bezeichnet wird. Unter «christlichem Glauben» verstehen sie im Gegenzug «Themen aus der Bibel und der christlichen Theologie».

Soweit also der Zuschnitt des Buches, das eine Reihe von Vorgaben der ökonomischen Theorie jeweils dem so bezeichneten christlichen Glauben kommentierend gegenüberstellt. Zu den einzelnen Kapiteln des Buches: Unter «Methodologie» stellen die Autoren Erklärung, Prognose und Experiment der «Offenbarung und biblischen Wahrheit» gegenüber. Unter «Entscheidungstheorie» wird die Nutzenmaximierung mit dem Erlösungsglauben und der Prädestination verglichen. Strukturell ähnlich gehen Andrew Britton und Peter Sedgwick vor zu den Themen «Individualismus», «Präferenzen», «Wirtschaftswachstum», «Arbeitsmarkt», «Kapital», «Markt und Wettbewerb», «Strategie» und «Geschichte und Gleichgewicht».

In der Summe erhellen die Kapitel dem Leser in der Gegenüberstellung die Positionen der beiden Bereiche. Diese differenzgetriebene Didaktik ist wohl das grösste Verdienst des Buches. Zum Resümee: Die Autoren stellen fest, dass nichts von der Ökonomie «den wesentlichen Gehalt christlicher Lehre im Geringsten [ändert], aber es kann ihrer Vermittlung in modernen Zeiten nützen.» Der ökonomistische Jargon dieser Theologie, wie er etwa auch in einigen Arbeiten Friedrich Wilhelm Grafs sichtbar wird, darf also möglicherweise als Strategie zur Verbreitung des christlichen Glaubens in einer die Ökonomisierung aller Lebensbereiche gewöhnten Welt verstanden werden.

Peter Seele, Basel

Hans Schmid: *Kirchen im Wettbewerb – Kirchen mit Zukunft*. Praktische Überlegungen eines Aussenseiters (LLG - Leiten. Lenken. Gestalten. Theologie und Ökonomie 22), LIT-Verlag: Berlin u.a. 2007. 165 S., EUR 19.90, ISBN 978-3-8258-0829-7.

Entkirchlichung als Imageverlust, Desinteresse an der christlichen Botschaft als Folge fehlender oder verfehlter Marketingstrategien – für Hans Schmid, emeritierten Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St.Gallen, hat der schleichende Erosionsprozess in den Landeskirchen bei weitem nicht nur demografische und kulturelle Gründe. Sein ökonomischer Zugang zur Problematik deutet die gegenwärtige Situation der Volkskirchen im wesentlichen als (selbst)verschuldet und liefert mögliche Ansätze zur Verbesserung der Lage. Kirchen erleiden im Umfeld eines total gewordenen Marktes Schaden, so lange sie darin noch staatlich protektioniert werden: Nicht nur fehlen Anreize für eine gleichbleibend hohe Qualität ihrer Dienstleistungen, der institutionelle Status lässt auch kundenorientiertes Denken zum blossen Fakultativum werden. Das Ende ihrer Privilegierung bedeutet für die Kirchen die Herausforderung, selbst überzeugen zu müssen – und damit auch die Chance, dies durch eigene Glaubwürdigkeit zu erreichen. Dazu ist Nachdenken, Vordenken und Mitdenken gefragt; dazu will das Buch anregen.

Der Verfasser geht seine Fragen differenziert und seriös an. Mittels eines innereuropäischen Vergleichs widerlegt er zunächst die in kirchlichen Erneuerungsbewegungen oft vertretene Ansicht, Wachstum und Ausbreitung von Kirchen liessen sich generell durch eine Steigerung des Wettbewerbs erreichen. Erfahrungen aus osteuropäischen Ländern wie Polen oder den neuen Bundesländern Deutschlands zeigen, dass dies im europäischen Kontext (anders als in den USA) bislang nicht zutrifft. Die Gründe für die Kirchenzugehörigkeit oder das Mass an kirchlicher Verbundenheit sind vielfältig und komplex; sie sind in Bezug auf ihre konkreten gesellschaftlichen Zusammenhänge bislang noch weitgehend unerforscht geblieben.

Ebenfalls widerspricht Schmid dem geläufigen Klischee, nur homogene Kirchen mit einer starken Ausrichtung auf Gleichartigkeit hätten Chancen auf dem religiösen Markt. Gerade die Meinungsvielfalt und die integrative Kraft als hervorstechende Merkmale der Volkskirchen wirkten auf Sinnsuchende durchaus anziehend.

Von entscheidender Wichtigkeit jedoch wäre die Ausrichtung der kirchlichen Veranstaltungen auf die konkreten religiösen Bedürfnisse der Menschen – diese wären permanent zu erfragen und laufend in der pastoralen Praxis aufzunehmen. Des weiteren müssten bei der Zulassung von Pfarrern hoch qualifizierte, überzeugte und überzeugende Botschafter ihrer Botschaft Vorrang haben. Schliesslich sei in der kirchlichen Praxis vom Faktum einer Kosten-Nutzen-Abwägung seitens der Nachfrager auszugehen. Dieses eigennützige Motiv müsste transzendiert werden durch die Verkündigung der neutestamentlichen Jenseitshoffnung. Freilich könne dies nur gelingen, wenn zuerst den Bedürfnissen nach Emotionalität und menschlicher Nähe entsprochen werde. Gottesdienste sollten Orte sein, an denen das Selbstwertgefühl der Besucher gesteigert, Wertschätzung vermittelt und Zuversicht geweckt werde. Schmid plädiert zur nachhaltigen Umsetzung solcher Leitgedanken für die Schaffung einer übergreifenden Kirchenkommission, die auch eine Beschwerdestelle für Kirchenglieder einschliesst.

Der Ideen, Anregungen und Impulse sind viele; nirgends äussert sich der Autor abschliessend. Manches in Schmid's Ausführungen bleibt dadurch fragmentarisch, eklektisch und wäre gewiss auch weiter zu diskutieren. Dessen ist sich der Autor wohl bewusst; er bezeichnet sich bereits im Titel seines Buches als «Aussenseiter». Aussenseiterperspektiven aber haben es oft in sich – insbesondere da es sich hier nicht nur um die Aussensicht eines Wirtschaftswissenschaftlers handelt, sondern vor allem auch um die eines engagierten Kirchengliedes. In einer von Fachtheologen dominierten Diskussion sind qualifizierte Stimmen aus der Kirchenbank selten und daher zunächst einmal ohne Abstriche ernst zu nehmen – namentlich dann, wenn sie sich wohlwollend, wohlüberlegt und ohne alles Besserwisserische melden. Dass dies im vorliegenden Buch der Fall ist, unterstreicht Schmid's Schlussplädoyer für die – hierzulande noch recht unbekannte – Fachwissenschaft der *economics of religion*. Diese widmet sich Fragen der Religiosität an der Schnittstelle von Kirche, Ökonomie und gesellschaftlichem Kontext – und könnte gerade durch diesen übergreifenden Ansatz die Hirten aus der ekklesiologischen Ecke zu den Schafen zurück holen.

Alex Kurz, Rohrbach

Thomas Langkau: *Filmstar Jesus Christus*. Die neuesten Jesus-Filme als Herausforderung für Theologie und Religionspädagogik (Literatur – Medien – Religion 19), LIT-Verlag: Berlin 2007. 239 S., EUR 17.90, ISBN 978-3-8258-0196-0.

Der Autor ist Diplom-Religionspädagoge und kann auf eine langjährige Erfahrung mit Jesusfilmen im Religionsunterricht zurückblicken. Ziel seiner Untersuchung ist eine Bestandesaufnahme von neueren Jesusfilmen (seit 1990) sowie deren Beschreibung und kritische Würdigung – gerade auch hinsichtlich ihrer Eignung für den Einsatz in Schulklassen. Insgesamt werden so achtzehn Produktionen vorgestellt, die sich entweder dem Leben Jesu oder einer Person aus seinem näheren Umfeld widmen (Maria, Judas, Thomas etc.). Die Arbeit bietet damit zunächst einen brauchbaren Überblick über Entwicklungen und Trends im gegenwärtigen christlich-religiösen Filmschaffen.

Sie informiert ferner über die Resonanz, welche die Filme beim Publikum gefunden haben. Diese ist generell nicht allzu gross; mit Ausnahme von Mel Gibsons «Die Passion Christi» aus dem Jahr 2004 hat es keiner der vorgestellten Filme in die Kinos geschafft. Doch lässt die Ausstrahlung aller Werke im Fernsehen zumindest auf ein gewisses öffentliches Interesse an der Thematik schliessen. Diesem tragen die neueren Filme insofern Rechnung, als sie (im Gegensatz zu früheren Monumentalfilmen) die menschliche Wärme, die Zugänglichkeit und die Anziehungskraft des Mannes aus Nazareth betonen. Dass dies geht, ohne es an Respekt den biblischen Quellen gegenüber fehlen zu lassen, stellt Langkau als erfreuliche Tatsache fest. In ihrem inkarnatorischen Effekt stellt er Jesusfilme in die Nähe und in die Tradition von früheren Passionsspielen.

Dem positiven Grundurteil schliesst sich die differenziertere kritische Würdigung der einzelnen Werke an. Der Autor konzentriert sich dabei schwerpunktmässig auf die Frage nach der Glaubwürdigkeit in der szenischen Umsetzung, der Bedeutung von Spiritualität im Film und insbesondere auch auf die Darstellung der Wunder. Daraus leitet er Merkmale ab, die seines Erachtens einen «guten» Jesusfilm ausmachen und auf deren Berücksichtigung er Filmschaffende schliesslich gar verpflichtet sehen möchte. (Zitat S. 191: «All diese Thesen sind Beispiele und Ideen, wie ein «guter» Jesusfilm aussehen könnte, sie [...] sollen Möglichkeiten aufzeigen, um einen guten Jesusfilm zu schaffen.»)

Mit diesem letzten Schritt schießt er freilich übers Ziel hinaus: Die Vorstellung, dass sich Filmproduzenten und Regisseure bei der dramaturgischen Umsetzung biblischer Stoffe ernstlich auf gut gemeinte Ratschläge von (religions-)pädagogischer Seite her einlassen, mutet etwas naiv an. Gerade darin unterscheiden sich Jesus-Spielfilme letztlich vom Dokumentarfilm, dass in ihnen grosse erzählerische und darstellerische Freiheit herrscht und herrschen muss. Denn was ein guter Spielfilm ist, bestimmen nicht die Experten, sondern das Publikum, und dieses honoriert nicht die formale Korrektheit eines Werks, sondern dessen emotionale Wirkung.

Gerade hinsichtlich dieser Tatsache stellt das mässige Publikumsinteresse auch die Qualitätskriterien in Frage, die Langkau für Jesusfilme erhebt. Ein gewisses Mass an «Fragwürdigkeit» verhilft einem Werk nämlich offenbar zu mehr Bekanntheit (was «Die Passion Christi» exemplarisch belegt). Daraus wiederum können Anstösse zu einer theologischen Replik und zur weiteren Beschäftigung mit dem Werk entstehen. Solche «Anstössigkeit» könnte sich schliesslich gerade für den Religionsunterricht als spannend erweisen, während Langkaus Unterrichtsentwurf (mit Einbezug von «korrekten» Jesusfilmen) unter dem Strich eher blutleer anmutet.

Gewiss, der Autor streitet die Möglichkeit nicht ab, dass auch ein fragwürdiger Film zur Begegnung mit Jesus führen kann, doch lässt er keinen Zweifel daran, dass er sich an Anstössigem stösst. Unausgewogene Jesusfilme sind für ihn allenfalls das vergleichsweise kleinere Übel («Lieber ein problematischer Jesusfilm à la Mel Gibson als gar kein Jesusfilm.» S. 204, Zitat K. Nientidt). Nirgends jedoch erkennt er in ihnen die bessere Chance zu einer fortgesetzten Auseinandersetzung mit dem Thema.

Die Frage bleibt, ob er mit dieser seiner Grundhaltung im Kontext der heutigen Differenzkultur nicht im falschen Film sitzt.

Alex Kurz, Rohrbach

Ursula Roth: *Die Theatralität des Gottesdienstes*, Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh 2006. 348 S., CHF 58.90, ISBN 978-3-579-03497-3.

In ihrer Münchner Habilitationsschrift möchte Ursula Roth Einsicht gewinnen in die «strukturellen Parallelen» (293), die Gottesdienst und Theater miteinander verbinden. Dass diese Parallelen bestehen, ist evident. Das räumliche Setting, die Anwesenheit von Publikum bzw. Gemeinde, bestimmte Rollenzuteilungen und die Darbietung von Sprach- und Handlungselementen weisen darauf hin. Weniger evident und in der Praktischen Theologie umstritten ist, welcher Art diese Parallelen im Einzelnen sind und wie sie gewertet werden sollen. Beide Fragen nimmt Roth in ihrer Arbeit auf und sucht nach Lösungsansätzen. Die Mittel dazu liefert ihr die zeitgenössische Theaterwissenschaft, die zunehmend auch andere kulturelle Formen und Phänomene einschliesst, sowie theater-, theologie- und religionsgeschichtliche Exkurse. Die Ergebnisse werden im Rahmen gegenwärtiger und historischer praktisch-theologischer Theoriebildungen diskutiert.

Roth geht in ihrer Analyse von einer in westlichen Gesellschaften festzustellenden «Theatralisierung der Lebenswelt» aus, die zu einer «Inszenierungsgesellschaft» geführt habe (15). Dieser Wandlung wende sich die zeitgenössische Theaterwissenschaft zu und erweitere damit sogleich ihre Begriffskategorien, die damit auch auf Sachverhalte anwendbar würden, die ausserhalb des herkömmlichen Theaterbetriebs anzusiedeln seien. Am damit angeregten interdisziplinären Diskurs beginne sich auch die Theologie zu beteiligen, insbesondere eben in liturgischer und homiletischer Hinsicht. Die grundlegende Frage dabei sei, «in welcher Hinsicht sich der Gottesdienst vor dem Hintergrund des allgemeinen Theatralitätsbegriffs als theatrales Geschehen begreifen – und sich so neu verstehen lasse» (12).

Zur Beantwortung dieser Frage entwirft Roth ein Raster, das den Begriff der Theatralität in vier Dimensionen auffächert: Inszenierung, Korporalität, Wahrnehmung und Performativität. In diesem Vierschritt ist dann konsequenterweise auch die äusserst klar gegliederte Arbeit aufgebaut. Das Fazit lautet kurz und bündig: «Der Gottesdienst ist keine Theaterraufführung. Und doch ist er in mancher Hinsicht einer solchen vergleichbar.» (289)

Insofern Gottesdienste Bezug auf textliche Grundlagen nehmen, historische Ursprungsszenen (zum Beispiel im Abendmahlsgeschehen) mimetisch rekonstruieren und die Religiosität der Beteiligten in «darstellendem Handeln» (Schleiermacher) kommunikabel machen, haben sie Inszenierungscharakter. Insofern die am Gottesdienst Beteiligten im Spannungsfeld zwischen Identifikation und Distanzierung wechselnde Rollen «verkörpern» und dabei auf eigenes Erleben und Erfahren rekurren, stehen körperlich wahrnehmbare und gestaltbare Vorgänge an zentraler Stelle. Insofern das im Gottesdienst Dargestellte wie im Schauspiel gehört und gesehen werden will, haben Wahrnehmungsprozesse eine zentrale Funktion; sie spielen sich zwischen Gemeinde und Liturg bzw. Liturgin ebenso ab wie im Publikum selbst und sind für die Inszenierung konstitutiv («Rezipieren *ist* Produzieren, Zuschauen *ist* Handeln», 56). Performativ sind Gottesdienste schliesslich, insofern sie wie Theaterinszenierungen die genannten Aspekte im Rahmen eines gegebenen Raumes und zu einer gegebenen Zeit zu einem Ganzen «bündeln» (59). Das «Werk», das dabei entsteht, hat zugleich transitorischen wie transformativen Charakter. Es hat seinen Zweck in sich selbst und schafft durch den reziproken Vollzug von Darbietung und Wahrnehmung Raum für Neues: «Perfor-

manzen konstituieren Wirklichkeit, indem sie mittels der Inszenierung bestimmter Ausschnitte oder Aspekte der Wirklichkeit allen Beteiligten neue, Körper wie Geist bewegende Erfahrungen ermöglichen» (269).

Die Arbeit Roths weist die Parallelen zwischen theatralischen und liturgisch-gottesdienstlichen Prozessen überzeugend und differenziert nach. In vielfacher Hinsicht ist sie auch für den Praktiker ausserordentlich erhellend, zum Beispiel bezüglich der Frage nach der «Präsenz» von Liturginnen und Liturgen im Spannungsfeld zwischen Eitelkeit und Authentizität (191ff.) oder bezüglich der oft marginalisierten und desavouierten Rolle des gottesdienstlichen Publikums (222ff.). Dass solche anregenden Aspekte im Vergleich mit der breiten Darstellung von und Auseinandersetzung mit anderen theologischen Positionen sowie mit den ausführlichen historischen Exkursen eher zu kurz kommen, ist bei einer Habilitationsschrift wohl unvermeidlich. Roth versteht es zwar, durch ihre stupende Kunst des prägnanten Zitats die Lektüre flüssig zu halten; das Licht eigener Prägnanz und Einsicht wird dadurch zuweilen aber etwas unter den Scheffel gestellt. Hinsichtlich der institutionalisierten Praktischen Theologie eher irritierend ist, dass Roths und die in ThZ 1/64 (2008) besprochene Arbeit von David Plüss («Gottesdienst als Textinszenierung», 2007) offenbar entstanden sind, ohne dass ihre Verfasser in Kontakt zueinander traten.

Hansueli Hauenstein, Sempach

Regine Schindler, Hannes Binder: *Die Zehn Gebote*. Wege zum Leben, Patmos: Düsseldorf 2006. 125 S., EUR 16.90, ISBN 3-491-79750-0.

Sich über bekannte dogmatische Gewohnheiten souverän hinwegsetzend, verteilt die bekannte Zürcher Kinderbibelautorin die zehn Gebote auf nur neun Kapitel, die sie in die Rahmenerzählung von der Begegnung Israels mit seinem Gott am Sinai einbettet und durch neun passend gewählte biblische Beispielgeschichten ergänzt. Einmal mehr entfaltet die Autorin ihre Meisterschaft beim Erzählen: wenn sie etwa zur Illustration des Ehebruchverbotes Davids Verführung aus der Sicht der Bathseba erzählt, so kann sich kaum eine Leserin der dadurch erzeugten Spannung entziehen. Zurück bleibt das sichere Gefühl, sich gerne von einer solchen Autorin an der Hand nehmen und durch die Geschichten der Kindheit führen zu lassen. Die neun Kapitel mit den Geboten führen überraschend zu einem zehnten Kapitel: zu Jesu Doppelgebot der Liebe, welches den teils beängstigenden Parcours in ein Happyend auslaufen lässt. Zur strengen Stimmung, die in diesem Band vorherrscht, tragen die in der Art von Vexierbildern in Metall gestochenen, seriell repetierten Schwarz-weiss-Illustrationen von Hannes Binder wesentlich bei, welche die Geschichten einprägen, ohne jemals gegen das zentrale Bilder- verbot zu verstossen. Die zwölf anrührenden Gebete für Kinder und Erwachsene, welche die Kapitel abschliessen, stehen wie willkommene Inseln im Sturm, wo Kraft und Zuversicht getankt werden kann. Das Buch erfüllt das seltene Postulat schier völliger Zeitlosigkeit. Es hätte in fast gleicher Aufmachung schon im 19. oder gar im 16. Jahrhundert erscheinen können und verheisst damit, auch lange über unsere Zeit hinaus noch aktuell und ansprechend zu sein.

Matthias Brütsch, Basel